

SO NAH UND DOCH FERN

Impressionen aus einer auch von Muslimen bewohnten Stadt

Christoph Uehlinger // **Der Islam ist in den Gassen von Jerusalem unüberseh- und unüberhörbar. Dennoch ist es nicht selbstverständlich, dass heutige Besucher die islamische Gegenwart und Geschichte gleich aufmerksam wahrnehmen wie diejenige von Juden und Christen.**

«Gepriesen sei, der seinen Diener nachts von der geheiligten Gebetsstätte zur fernsten Gebetsstätte (*al-masǧid al-aqṣā*), deren Umgebung wir gesegnet haben, reisen liess, um ihm etwas von unseren Zeichen sehen zu lassen. Siehe, er (Gott) ist der Hörende, der Sehende.» Die Eröffnung der 17. Sure wird von der islamischen Tradition auf eine (visionäre) Entrückung Muhammads von Mekka nach Jerusalem bezogen, die im Jahr vor der Hiǧra – der Auswanderung Muhammads von Mekka nach Medina als Beginn der islamischen Zeitrechnung (622 unserer Zeitrechnung) – stattgefunden

haben soll. In Jerusalem sei der Prophet seinen Vorgängern begegnet und habe mit ihnen gebetet, von dort aus habe seine Unterwelts- und Himmelsreise (*al-mi'raǧ*) ihren Ausgang genommen. Wie in einem Prisma bündeln sich hier Aspekte der Verwandtschaft und der Eigenheit des Islam im Gegenüber zu ihm vorausliegenden Traditionen des *ahl al-kitab* (der «Leute der Schrift», vor allem Juden und Christen) – Verwandtschaft und Eigenheit,

Eindrucklich kommen im Felsendom theologische Orthodoxie und Frömmigkeitspraxis zusammen.

Anfang an als Sublimierung des einstigen jüdischen Tempels (vom früheren Gotteshaus und Opferplatz zur Stätte des Gedenkens und des Gebets) und im Gegenüber zur Grabeskirche konzipiert worden ist: wie letztere (und andere spätantike Memorialbauten) ein kuppelüberwölbtes Oktogon, dessen älteste Inschriften von 691 sehr explizit nicht nur das monotheistische Bekenntnis des Islam entfalten, sondern zugleich die byzantinische Christologie korrigieren («Gott hat weder einen Teilhaber, noch hat er ein Kind gezeugt»). Eindrucklich kommen im Felsendom theologische Orthodoxie und Frömmigkeitspraxis zusammen: erstere in den koranbasierten Inschriften, letztere im Gebet der Männer und (vor allem) Frauen, die sich der Wahrheit des religiösen Versprechens («Siehe, Er ist der Hörende, der Sehende...») geistig und körperlich, ja taktil versichern, in der Berührung jener Spuren, die vom Besuch des Propheten und seiner Himmelfahrt zeugen sollen.

Wie sehr Theologie hier mit Frömmigkeitspraxis im Gespräch steht, zeigt nicht nur die Tatsache, dass die ältere Tradition von *Gottes* Himmelfahrt bald einmal derjenigen von der (in der koranischen Debatte (17,93) durchaus angefochtenen) Himmelfahrt *des Propheten* weichen musste. Im geheiligten Fels werden *Fussabdrücke* erkannt, entsprechend den auf dem Ölberg gezeigten Spuren der Himmelfahrt Jesu. Was der christliche Bischof Paulinus von Nola 403 zu den Fussabdrücken in der Himmelfahrtskirche schrieb («die Bodenfläche bewahrt sichtbar und handgreiflich den hochverehrten Eindruck der heiligen Füße in dem von Gott berührten Erdenstaub»), wurde islamisch am Felsendom beerbt. Das bischöfliche Zitat «Wir

wie sie bei einem Besuch in Jerusalem bis heute beobachtet werden können.

Unübersehbar sind hier zunächst die Aspekte der Anknüpfung, zuallererst (auch im globalen visuellen Gedächtnis eingeschrieben) an jenem «edlen Heiligtum» (*al-Haram al-šarif*), das seit über 13 Jahrhunderten das Erscheinungsbild des einstigen Tempelbergs prägt: Der vom Felsendom monumental überwölbte Fels gilt als Ort der uranfänglichen Schöpfung der Welt, von dem Gott selbst in den Himmel aufgestiegen sei; als Ort, wo der Prophet seinen Vorgängern begegnet sei und mit ihnen vor seiner nächtlichen Himmelfahrt gebetet habe; als Ort, dessen äussere und vor allem innere Schönheit eine Vorahnung des Paradieses vermitteln will.

Heilige Fussabdrücke

Neben zahlreichen Legenden bestätigt historische Forschung, dass der Felsendom von seinen umayyadischen Erbauern von



Bild: Lukas Butscher

Zwei Seminarteilnehmerinnen vor dem Felsendom.

beten dort an, wo seine Füsse standen», gilt dort *mutatis mutandis* auch für Musliminnen und Muslime, bis heute.

Die lokale Religionsgeschichte zeigt, wie sehr hier die Traditionen der verwandten und zugleich rivalisierenden Religionen miteinander im Gespräch stehen: topographisch, architektonisch, ritualpraktisch und theologisch. Wer den Rahmen von Vergleichs- und Traditions-geschichte etwas weiter spannt (und vielleicht vor einem Jahr schon auf der Studienreise der Fakultät nach Syrien dabei war), wird sich auch an die riesigen Fussabdrücke des Wettergottes im früheisenzeitlichen Tempel von Ain Dara und an die Mosaiken der Umayyadenmoschee von Damaskus erinnern: Sosehr der frühe Islam die Signatur seiner Herkunft aus dem nordwest-arabischen *Hiğaz* trägt, sosehr ist er doch auch, zumal unter den Umayyaden, von der Religionsgeschichte Syrien-Palästinas geprägt worden.

Kein einfacher Zugang

Unübersehbar ist der Islam in Jerusalem, unüberhörbar auch durch den fünfmaligen Ruf des Muezzins, der Ende Juni schon kurz nach drei Uhr morgens einsetzte («Das Gebet ist besser als der Schlaf») und abends gegen halb zehn von den grün beleuchteten Minaretten den Tag beschloss. Allgegenwärtig, möchte man meinen – und doch ist es keineswegs selbstverständlich, dass heutige Besucher diese Gegenwart und ihre Geschichte mit

Die islamische Geschichte und Gegenwart zu würdigen, verlangt vom westlichen Besucher besondere Aufmerksamkeit.

gleicher Aufmerksamkeit wahrnehmen wie jene von Juden und Christen. Die jüdische (Wieder-)Beanspruchung Jerusalems findet in der Stadt vielfältig emphatischen Ausdruck: in der ostentativ getragenen Kleidung orthodoxer Frommer ebenso wie im Gedränge von Gruppen und Familien, die aus dem ganzen Land oder Übersee als Touristen, zu einer Bar Mitzva an der Westmauer oder zu einer Hochzeit angereist sind; im Nebeneinander der unzähligen Toraschulen ebenso wie in archäologischen Parks und Museen,



Renovationsarbeiten in der al-Aqsa-Moschee.

einer weltweit wohl einzigartigen historisierenden Vergegenwärtigung von Vergangenheit; in der Omnipräsenz israelischer Flaggen ebenso wie in den unvermeidlichen Sicherheitsmassnahmen... Die christliche Präsenz kann sich zwar nicht auf staatlichen Support stützen, unübersehbar ist sie allemal, zumal christliche Pilger (bzw. Touristen aus West- und Osteuropa sowie aus den USA) einen wesentlichen Beitrag zur Ökonomie der Stadt leisten. Anders die Präsenz der Musliminnen und Muslime: Trotz des gewichtigen Status' Jerusalems als des dritten Wallfahrtsziels des Islam begegnen sie einem hier nur selten als Pilger, vielmehr als Händler, manchmal Gastgeber. Insofern ist die Gegenwart des Islam in Jerusalem paradoxerweise verhaltener, diskreter als die der anderen Religionen. Dass dies in erster Linie den politischen Umständen geschuldet ist, liegt auf der Hand. Sie machen den Besuch von Jerusalem für Zürcher Studienreisende unendlich viel einfacher als für muslimische Pilger oder palästinensische Bäuerinnen aus benachbarten Dörfern der Westbank.

Reisende aus Europa mögen um die traditions-geschichtlichen Verbindungen und Verwandtschaften der in Jerusalem praktizierten Religionen wissen, sie laufen wegen ihres eigenen kulturellen, vielleicht auch religiösen Hintergrunds und aktueller Darstellungsprioritäten dennoch

stets Gefahr, die Bedeutung der islamischen Geschichte und Gegenwart der Stadt zu unterschätzen. Zwar sind der *Harām* und die grossen Moscheen Teil jedes Besuchsprogramms. Aber der Zugang zu ihnen und ihren Gläubigen erschliesst sich westlichen Besuchern nicht leicht.

Einen Eindruck davon gewann die Zürcher Seminargruppe indirekt durch die Schwierigkeiten, die sich unserem Besuch im Innern des Felsendoms und der al-Aqsa-Moschee entgegenstellten. Da beide Moscheen restauriert werden, ist derzeit nur Musliminnen und Muslimen der Zugang gestattet. Je höher die Schwelle, desto grösser das Begehren – erst recht nach einem Vorschein des Paradiesgartens... Dass uns dank dem Entgegenkommen des islamischen Waqf, der für die Moscheen verantwortlichen Behörde, dann doch noch der Eintritt ermöglicht wurde, wird vielen unvergesslich bleiben. Vielleicht wuchs in den Tagen des Wartens auch das Verständnis für die Sorge, mit der die Muslime bemüht sind, ihre Hoheitsrechte auf dem *Harām* zu bewahren.

Christoph Uehlinger ist Professor für Allgemeine Religionsgeschichte und Religionswissenschaft und derzeitiger Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Zürich.